

Zu den Bildern von Willy Fries

Autor(en): **M.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als möglich auf beim Anblick dieses sonderbaren Wagens ohne Pferde, der Gummireifen besaß und einen starken Benzingeruch hinter sich ließ. Sie folgten ihm von weitem, einen Finger im Munde, und tauschten ihre Eindrücke in einer knappen weichen Sprache aus, die Felicità an das provençalische Lied Magalis in Massenet's Sappho erinnerte. Das Trüppchen der kleinen Eingeborenen entschloß sich, vor dem gewohnten Lädchen, der „Ronditorei“ mit den unvermeidlichen Kartonattrappen im Fenster als Reklame für Maestrani, stehen zu bleiben. Andere trafen sich auf den Stufen der „Chesa comunela“, beim Rathaus des Fleckens, dem einzigen Gebäude, mit Ausnahme der Hotels und der beiden Kirchen, der katholischen und der protestantischen, das nicht aus Holz und nicht im Chaletstil errichtet war.

„Hören Sie, wie sie reden?“ sagte Febo zu ihr. „Das ist noch nicht romanisch, es ist Ladino. Kein Deutsch, viel aus unserer Sprache und aus dem alten Französischen!“ Dann, leiser sich zu ihr wendend: „Sagen Sie, Felicità, sind Sie froh, hier zu sein?“ und, unvermittelt: „Ich liebe Sie mehr als je!“

Sie wandte das Antlitz zur Seite, zeigte mit dem Fernglas auf die Bergweiden jenseits des Tales und meinte: „Schäfe

noch, so weit oben? Und etwas, das sich bei jenen Hütten bewegt? Ah, ein kleiner Wasserfall! Eine Mühle vielleicht? Nicht einmal Sie, ich wette, würden das ohne Fernglas gesehen haben!“

„Ich sah's bereits und habe auch im Baedeker schon den Namen entdeckt; sehen Sie hier: ‚Immersäge!‘ Immer, verstehen Sie? Stets, in Ewigkeit ... Und ein berühmter Gemäldejäger ist daneben gestorben ... Es schwebt eine ganze Legende, eine Liebesgeschichte darum!“

„Aeiden Sie sie in Berse!“

„Und warum nicht? Noch einige Vormittage wie dieser hier oben mit Ihnen, die Sie so lieb, so gut ...“

„Und Sie werden Poet! Welch ein Glück, daß wir in Jobs Händen sind!“

Rinetto, dieser arme, schlief noch fester und gab dabei einen leisen, Febo unerträglichem Laut von sich, so, daß dieser sich, obwohl ungerne, der Ehre seines Geschlechtes wegen, gezwungen sah, ihn zu wecken und ihm mit väterlichem Mitgefühl zuzurufen: „Bleib wach, wenn du fannst! Sieh dich um und bewundere, Unglücklicher! In zwanzig Minuten wird abgeflogen, gefrühstückt, und dann gestatten wir dir eine kleine Siesta!“

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Willy Fries

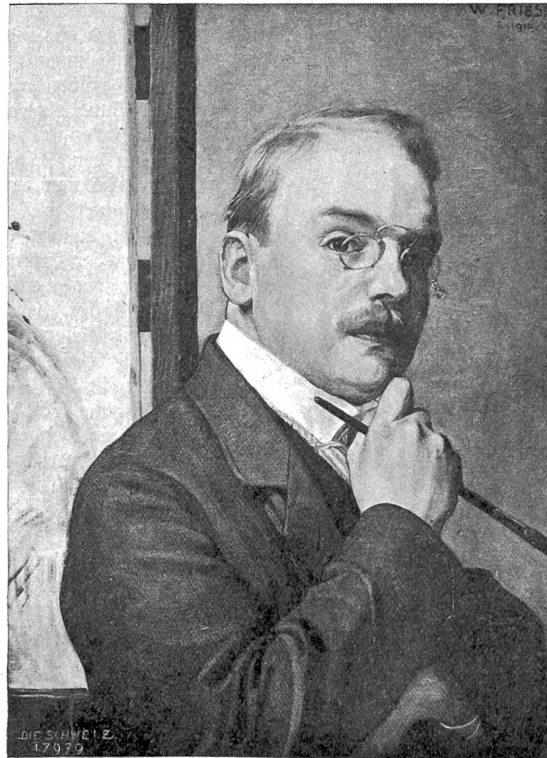
(Selbstbildnis und sieben weitere Reproduktionen im Texte).

Es ist immer erfreulich, wenn einer den Mut besitzt, durch erste tüchtige Arbeit, ruhig und ohne effekthaschendes Jagen nach Momenterfolgen seiner Persönlichkeit den Weg zu bahnen; denn es zeugt dies nicht allein von Ehrlichkeit und schöner Seelenruhe, sondern auch von einem starken Vertrauen auf die eigene Kraft. Einen Künstler dieser Art haben wir in dem jungen Zürcher Willy Fries vor uns. Schon seine zielstrebigen, wohl ausgenützten Studienjahre erzählen davon.

Wie so mancher unter den Modernen hat auch Fries — und gewiß nicht zu seinem Nachteil — seinen Anfang beim Kunstgewerbe gemacht, an das man den talentvollen Fünfzehnjährigen zunächst gewiesen; aber schon mit achtzehn Jahren begab er sich, dem Zug seines Herzens folgend und befürwortet von Professor Freytag in Zürich, nach München unter die künstlerisch strenge Leitung des vornehmen griechischen Meisters Nicolaus Gysis, in dem er nicht nur einen vorzüglichen Lehrer, sondern bald auch einen väterlichen Freund besaß. Nach Gysis' Tod malte Fries bei Professor Ludwig von Löffh, der seinem tüchtigen Schüler bald ein eigenes Atelier verschaffte, wo er seine ersten Porträtaufträge ausführen konnte. Den Münchner Lehrjahren, die mit einer erfolgreichen, von Kritikern und Käufer begünstigten Ausstellung zweier Bilder im Glaspalast endigten, folgten die Wanderjahre, die den jungen Maler auf den Spuren von Rembrandt, Rubens, Velazquez und Tizian nach Holland und Belgien, nach Kassel, Berlin, Dresden und nach Spanien führten. Durch genaue

Studien, vor allem auch durch sorgfältige Kopien wurde Fries in ein so inniges Verhältnis zu den alten Meistern gebracht, daß sie ihm auch den Blick für das Bedeutende an den modernen großen Franzosen schärften. In Paris waren es zumal die großen Impressionisten, Manet, Cézanne, Monet, Renoir, Degas und andere, die auf den Verehrer von Rembrandt und Velazquez einen mächtigen Eindruck ausübten.

Die Spuren der reichen und gemischten Einflüsse, die sich während seiner Studienjahre geltend machten, lassen sich an den Werken von Willy Fries wohl erkennen; doch hat er sich nie, nach Art gewisser junger Künstler, sprunghaft und willenlos der Suggestion der einen oder andern Persönlichkeit oder Richtung überlassen. Sein Verhältnis zur Natur, der er als der höchsten Meisterin immer mit größter Gewissenhaftigkeit nachging, verunmöglichte eine derartige Preisgabe der Persönlichkeit. Die größte Wandlung in seiner Malweise hängt mit dem Uebergang von München nach der Schweiz zusammen, wo Fries sich seit einiger Zeit für bleibend niederlassen, und betrifft hauptsächlich das koloristische. Von den dunkeln schweren Tönen der Münchner Schule hat er sich mehr und mehr zur lichten Farbigkeit der Schweizer gefunden, oder eigentlich zu rüß gefunden; denn im Grunde lag —



Willy Fries, Zürich.

Selbstbildnis.

wie wir aus früheren Werken ersehen — die Freude an den hellen Farben von Anfang an in ihm und wurde nur vorübergehend durch den übermächtigen Einfluß der Münchnerweise in den Hintergrund gestellt. Aber darin blieb er sich gleich: ob

in der dunkeln oder hellen Skala, seine Vorliebe für fein abgestimmte Farbenharmonien, für die Schönheit der Nuancen und Uebergänge, für den Gleichklang und die Einheitlichkeit der Farbenwerte macht sich hier wie dort geltend und seine Abneigung gegen starke Kontraste und schreiende Farben. Gleichwohl sind seine Ausdrucksmöglichkeiten sehr reich.

Da ist der stimmungsvolle Herbstmorgen, den wir hier (S. 303) wiedergeben, ein Bild von schimmernder Zartheit, das mit weichem Perlmutterglanz alle Farben der Palette in zitterndes Silber auflöst. Eine Reihe feiner Aquarelle schließen sich koloristisch diesem an, kleine schlichte Landschaftsbilder: ein paar Bäumchen im Frühnebel mit gelösten Formen und schwebenden Konturen, wie hingehaucht, oder ein kleines Bauernhaus, das mit samtbraunem Dach unter verschleiertem Himmel steht, still und sonnenlos in dem stillen Grün der weiten Wiese, oder ein Waldwinkel in halber Sonne mit dem brütenden Grau eines Gewitterhimmels zwischen graubraunen Stämmen — alles weichtonige Stimmungsbildchen, sehr einheitlich in der Farbe und ein wenig trüb, als ob ein feiner Schmelz darüber läge. Und dann daneben Bilder voll hellster Sonnigkeit wie die satte, weitgebreitete und reichgestufte Baarburglandschaft (S. 302) in Del oder das farbenfrische Bild mit der lebenden Frau (S. 304) oder gar das in die lichtesten Töne gerückte „In der Laube“ (S. 305). Ganz besonders

dieses Werk einer jüngsten Zeit mit seinen hellen Farben, den festen Konturen und der klaren Disposition der Flächen weist unverkennbar nach unsern westlich orientierten Jungschweizern hin.

Willy Fries ist in erster Linie als Porträtist hervorgetreten, und welche starke Eignung zu diesem Fache er hat, dank seiner scharfen Beobachtung und sichern Charakterisierungskraft, zeigen die hier wiedergegebenen Bildnisse. Aber Fries scheint nicht der Mann dazu, um sich irgendwie zu spezialisieren in seiner Kunst, vielmehr drängt es ihn mächtig dem Reichtum der Erscheinungen entgegen, deren er in unablässiger Arbeit Herr zu werden trachtet. So zeigt denn das erstaunlich reichhaltige Werk des jungen Künstlers Versuche aus allen möglichen Gebieten, und eben jetzt hat er sich auch zum ersten Mal an eine Komposition großen Stiles gewagt. Das Bild, dem eine künstlerische Vision und tiefe Gedanken zugrunde liegen, wird eine sehr helle und freudige Farbenreihe aufweisen und eine strenge, wohlwogene Komposition, deren Rhythmus Inhalt und Empfindung des Gemäldes sinreich verdeutlicht. . .

Heute handelt es sich darum, den Zürcherkünstler in ein paar charakteristischen Proben seiner Kunst den Lesern der „Schweiz“ vorzustellen. Zur Wiedergabe weiterer Werke wird sich späterhin Gelegenheit bieten. M. W.

Der heutige Stand der Tuberkulose-Bekämpfung*).

Erst mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus als des alleinigen Erregers aller Formen von Tuberkulose konnten sich grundlegende, reale Gesichtspunkte zur Bekämpfung und Behandlung dieser verbreitetsten aller Krankheiten eröffnen. Erst jetzt wurde aus einem vergeblichen Kampfe mit dem unsicht-

baren Feind ein aussichtsreicher mit dem sichtbaren, aus dem Suchen und Tappen im Dunkeln ein Forschen im Lichte. Gewiß war seit ewigen Zeiten die Tuberkulose als eine ansteckende Krankheit angesehen worden; auch an die Vererbung in den Familien glaubte man schon lange. Aber erst, als Robert

Koch 1882 die endgültige Entscheidung in der Frage durch den einwandfreien bakteriologischen Nachweis des Tuberkelbazillus erbrachte und damit die Tuberkulose ihre Stellung als Infektions-Krankheit erhielt, war der sichere Boden erobert, auf dem systematisch dem Erbfeind auf den Leib gerückt werden konnte. Ich will heute nicht von den Fortschritten reden, die in der Behandlung der Tuberkulose des einzelnen erkrankten Menschen in den letzten Dezennien gemacht worden sind: von der Erkenntnis der Wichtigkeit der Freiluft-Liegenkur, der zweckmäßigen Ernährung, von dem großen Heilfaktor, den uns die klimatische Kur neben andern und diese andern erst recht unterstützend an die Hand gibt, von der Ausbildung einer Tuberkulin-Therapie, die in den Händen des erfahrenen Arztes jetzt absolut ohne Gefahr und in vielen Fällen mit bestem Erfolge angewendet werden kann, von Serumtherapie, von chirurgischer Inangriffnahme der Lungentuberkulose u. a., ich möchte heute von der **Bekämpfung der Tuberkulose als Volksseuche** berichten, und ich glaube nicht fehl zu gehen, daß ein allgemeines Interesse für den Kampf vorhanden ist, den die zivilisierte Menschheit in allen Ländern der Erde als eine der wichtigsten und größten sozialen Aufgaben auf sich genommen hat.

I. Schutz vor Infektion.

Sobald erkannt war, daß durch Uebertragung des Tuberkelbazillus weitere Erkrankungen auftreten, sobald man wußte, daß die Hauptgefahr im bazillenhaltigen Auswurf von Lungentuberkulösen bestand, mußte sich das Augenmerk darauf richten, dieser Gefahr durch Unschädlichmachen des Auswurfes zu begegnen. Gewiß ist auch in den Absonderungen tuberkulöser Haut- und Knochenabszesse, ist von Seiten des Lupus eine Infektionsgefahr für die Mitmenschen vorhanden; aber sie

*) Nach einem im Januar 1911 zu Arosa gehaltenen Vortrag.



Willy Fries, Zürich.

Bäbe.